Semesterstart

E-Learning ist aus der Uni-Lehre nicht mehr wegzudenken. Auch an Berliner Hochschulen gibt es immer mehr Lehrangebote, die ganz oder zum Teil via World Wide Web stattfinden.

So bequem kann das Studieren heute sein: Man lümmelt sich in der Jogginghose auf dem Sofa der WG-Küche und verfolgt bei einer Tasse Beuteltee die Einführungsvorlesung auf seinem Laptop. Hat man eine Frage, stellt man sie seinem Prof im Chat oder im Diskussionsforum. Noch ist dieses Szenario eher die Ausnahme, doch das Studieren ganz ohne Internet ist mittlerweile undenkbar geworden. Ein Laptop oder ein PC mit Wlan-Anschluss gehören ebenso zur Grundausstattung wie Stift und Papier. Denn egal, ob es um Absprachen mit Professoren, Recherche für Hausarbeiten oder den Austausch von Seminarunterlagen geht, das World Wide Web regelt alles.

In der Lehre heißt das Zauberwort E-Learning. Um die Jahrtausendwende prophezeiten Experten enthusiastisch, das webbasierte Lernen würde die Lehre revolutionieren und die Präsenzuniversität nahezu ersetzen. Eingetreten ist das bisher nicht. Heute sieht man das Thema pragmatischer. Eigenständiges Studieren am Bildschirm entspricht dem flexiblen Lebens- und Lernstil. Wo es sich anbietet, ergänzen multimediale Vor- und Nachbereitungstools Seminare und Vorlesungen. Der Vorzeit: Studenten können büffeln, wann und wo sie wollen, in der U-Bahn, bei den Eltern, im Park, allein oder in Gruppen. Nebenbei steigert das digitale Lernen die Medienkompetenz.

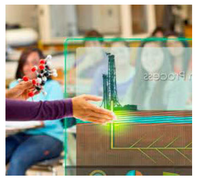
Manchmal geht es ganz profan darum, Skripte von einem Server abrufen zu können, anstatt stundenlang vor dem Kopierer in der Bibliothek herumstehen zu müssen. Anderswo werden virtuelle Seminare samt Videokonferenz abgehalten. Auch die Berliner Hochschulen integrieren immer mehr E-Learning-Angebote in die Vorlesungsverzeichnisse. Sinnvoller als reines E-Learning ist meist die Kombination von Präsenz-Unterricht und digitalen Lerneinheiten. Blended Learning nennt man das. Darauf setzt unter anderem die Freie Universität (FU), die mit dem Projekt „Leon – Learning Environment Online" den Bereich des digitalen Lernens noch weiter ausbauen möchte. Schon heute gibt es vorbildliche E-Learning-Angebote an der FU. In Einführungsveranstaltungen des Marketingprofessors Michael Kleinaltenkamp zum Beispiel bringt man sich die Theorie in web-basierter Gruppenarbeit selbst bei. Die Vertiefung und Übertragung des Gelernten auf die Praxis steht dann im gemeinschaftlichem Unterricht auf dem Stundenplan. Im Jurastudium können sich schon Studienanfänger an eigenen Fällen versuchen. Das Projekt Culpanet von Professor Ignacio Czeguhn macht es möglich – mittels Wiki, Lückentexten und Diskussionsforen. Auch die TU, die HU und andere Hochschulen bieten Kurse, Tutorien und Lehrplattformen online an. Sie basieren oft auf sogenannten Moodle-Systemen, digitalen Lernoberflächen. Mit diesen kommt man – keine Sorge – auch ohne besondere IT-Kenntnisse zurecht.

Ein internationaler Trend, der aus den USA stammt, sind offene Online-Kurse, sogenannte Moocs (Massive Open Online Courses). Jeder kann sich dafür einschreiben und Zertifikate der Institute erwerben. Wie das funktioniert? Ein möglichst charismatischer und zugleich renommierter Professor nimmt seine Vorlesung auf Video auf, das Ganze wird aufbereitet, mit interaktiven Elementen wie Diskussionsforen oder auch Prüfungen versehen und in alle Welt versendet. Moocs sollen das Wissen der besten Universitäten noch in den hintersten Winkel der Welt bringen. Auch wenn man in der sibirischen Provinz oder auf einer ozeanischen Insel lebt, kann man auf diese Weise in Harvard studieren, Voraussetzung ist, man verfügt über einen Internetanschluss. Deutschland hinkt in dieser Entwicklung noch hinterher. Nur an einzelnen Hochschulen gibt es Moocs bereits. Eine Übersicht bietet die Plattform iversity.org.

Dennoch: Nicht für jeden ist E-Learning der beste Weg. Allein vor dem Rechner sitzend, kann man sich leider auch sehr gut vom Lernen ablenken, mit sozialen Netzwerken zum Beispiel. Außerdem sind Studierende immer noch soziale Wesen, die Universitäten nicht nur wegen der Lehrveranstaltungen besuchen. So ausgetüftelt ein E-Learning-Angebot auch sein mag, es ersetzt nicht den direkten Austausch mit den Dozenten und Kommilitonen. Mit wem soll man denn sonst nach dem Seminar noch einen Kaffee trinken gehen? *Beate Scheder*

AUS DEM UNI-LEBEN

Studieren in der Jogginghose



Zum E-Learning gehört auch die möglichst anschauliche digitale Darstellung.

Jeder dritte Student geht für ein Semester, einen Sprachkurs oder ein Praktikum ins Ausland. Dabei gibt es nicht nur Organisatorisches und Fachliches, sondern auch Kulturelles zu beachten. Wer das nicht tut, tapst nicht selten in Fettnäpfchen.

Am liebsten fahren deutsche Studenten nach Großbritannien, gefolgt von den USA, Spanien, Frankreich, der Schweiz, Italien, Schweden, Australien, China und Irland. Für viele dieser Reisenden gibt ein Buch Verhaltensempfehlungen: Das große Knigge-Lexikon. Benimm von A-Z. Compact Verlag, München 2008. Weitere Ratschläge kann man im Internet finden.

In Großbritannien zum Beispiel übersieht man schnell eine Kleinigkeit, die wichtig sein kann. Das so gerne benutzte Victory-Zeichen gilt als extreme Beleidigung, wenn die Handinnenseite zum Ausführenden zeigt. Lieber sollte man im Pub beim Bestellen der nächsten zwei Bier Daumen und Zeigefinger in die Höhe halten. Man vermeide es auch, Witze über das Königshaus zu machen – selbst wenn die Gastgeber es tun. Es ist immer gut, sich bescheiden zu geben – Understatement! –, sogar, wenn man kurz vor der Nobelpreisverleihung steht. Oder vielleicht dann erst recht.

In den USA wirkt vieles entspannter als bei uns. Man wird lockerer begrüßt, mit dem Vornamen angesprochen oder gefragt, wie es einem gehe. Darauf sollte man aber nicht ausführlich und schon gar nicht ehrlich antworten, wenn es einem nicht gut geht. Man bekunde lieber, dass alles bestens sei. Von der Lockerheit lasse man sich nicht täuschen. Dahinter geht es soft knallhart zu. Konventionen sind sehr wichtig, darunter Pünktlichkeit, Höflichkeit, die richtige Businesskleidung. Anzügliche Witze unterlasse man lieber.

Falls man jemanden vom anderen Geschlecht näher kennenlernen will, was ja hierzulande etwas ungeordnet vor sich geht, sollte man sich auch auf feste Abläufe einrichten. Angeblich gilt die Drei-Dates-Regel, nach der das erste Date niemals am Wochenende stattfinden soll. Man trifft sich in einer Bar, tauscht sich über Berufe, Bildung, Einkommen oder Freizeit aus und verabschiedet sich vor Mitternacht mit einem Küsschen auf die Wange. Vor dem zweiten Date ruft der Mann an. Die Frau muss nicht rangehen. Wenn sie es aber tut und zusagt, ist die nächste Stufe erreicht. Beide gehen nun in ein teureres Restaurant. Danach sind Zärtlichkeiten erlaubt. Angeblich soll es nach dem dritten Date zum Geschlechtsverkehr kommen. Man darf mehrere Leute parallel daten. Wer aber darauf besteht, für gewisse Zeit das sexuelle Monopol zu haben, spielt „nach europäischen Regeln".

In Spanien sollte man Einladungen nie ausschlagen – es aber vermeiden, sich zu betrinken. Schon ein kleiner Schwips gilt als anstößig. Geduld sollte man immer mitbringen, Unpünktlichkeit tolerieren. Vieles geht langsamer. Abendliche Essen beginnen spät (frühestens 21 Uhr) und enden oft erst um Mitternacht. Im Restaurant bezahlt einer immer eine Runde. Nur Studenten begleichen allein ihre eigene Rechnung.

Chinesen wiederum sind oft sehr zurückhaltend. Wenn man sich aber für sie interessiert und sie näher kennenlernt, sind sie sehr humorvoll und freundschaftlich. Man sollte aber einige Dinge vermeiden, die bei uns selbstverständlich sind. Sich die Nase am Essentisch mit einem Taschentuch zu putzen, gilt zum Beispiel als eklig. Dazu geht man auf die Toilette. Im Gegenzug sollte man das Schmatzen und Schlürfen der Gastgeber ignorieren, das beim Essen auftritt, weil es Zeichen des Wohlgeschmacks ist. Man darf mit vollem Mund reden – eigentlich ein Paradies für Kinder.

Gegenüber der eigenen Person ist Bescheidenheit angebracht. Offener Streit ist verpönt. Chinesen goutieren es, wenn man bemüht ist, sich in die Beweggründe anderer einzufühlen und die Harmonie zu wahren. Offene Kritik ist tabu, weil es einen Verlust der Ehre bedeutet, wenn man auf offensive Art bloßgestellt wird. Im Nahverkehr dagegen braucht man ein dickes Fell. Da geht es oft nicht besonders höflich zu.

Aberglaube ist weit verbreitet. Beim Essen sollte man zum Beispiel die Reisstäbchen nie so in den Reis hineinstecken, dass sie stehenbleiben. Das gilt als böses Omen, weil dies nur bei einer Beerdigung gemacht wird. Die Zahl 14 bringt Unglück. Die Zwei gilt als Glückszahl. Geschenke sollte man möglichst rot, rosa oder gelb einpacken. Aber bitte nichts mit roter Tinte raufschreiben – das bedeutet, dass man eine Verbindung beenden möchte. *Torsten Harmsen*

AUS DEM UNI-LEBEN

Auswärts winken Fettnäpfchen

Um Gottes willen: Bitte so was nicht in China machen, schon gar nicht bei Tisch.

NACHRICHTEN

Jeder zweite Student strebt sicheren Arbeitsplatz an

Was kommt nach dem Studium? Die Frage stellt sich wohl jeder Student. Sechs Bachelorsemester sind schnell vergangen. Noch ein Master obendrauf – und man ist vielleicht schon auf dem Weg zur Führungsposition. Doch dieses Ziel streben nur 29 Prozent aller Studenten an. Besonders viele – 46 Prozent – sehnen sich vor allem nach einem sicheren Arbeitsplatz. Das hat in diesem Jahr eine Umfrage des Marktforschungsinstituts Universum Communications unter 22 700 Studenten ergeben. Sie zeigt, dass die Jobsicherheit für junge Leute immer wichtiger wird. Noch vor fünf Jahren legten nur 37 Prozent der Studenten darauf ganz besonderen Wert. Ganz oben steht für die Befragten des Jahres 2013 übrigens eine gute Mischung von Arbeit und Leben (Work-Life-Balance). 51 Prozent sehen sie als sehr wichtig an. Nur 20 Prozent finden selbstständiges Arbeiten besonders reizvoll, 22 Prozent streben eine internationale Karriere an, und 35 Prozent wünschen sich einen intellektuell anspruchsvollen Job. *(hax.)*

Studenten gewinnen mit Alzheimer-Kartenspiel

Ein Kartenspiel, das mit Humor über Alzheimer aufklärt, hat in diesem Jahr den ersten Preis im Funpreneur-Wettbewerb der Freien Universität (FU) Berlin gewonnen. Mit dem Wettbewerb fördert die Uni Gründungsideen von Studenten. „Lug und Betrug im Altersheim" heißt das Spiel des Teams LuBiA Games, zu dem die Studenten Kim Ly Mai, Kevin Hinze, Sören Müller und Tim Hörgott gehören. Es nehme den Alltag älterer Menschen liebevoll auf's Korn, teilt die FU mit. Das Spiel habe sich im Online-Shop und bei Flugendubel gut verkauft. Aus dem Erlös spendete das Team einen Euro pro Spiel an die Alzheimer Gesellschaft Berlin e. V., die Partner des Projekts war. Weitere Preise gingen an Studententeams, die individualisierte Namensaufkleber für Fahrräder oder einen Probierkorb mit Bierspezialitäten von Berliner Kleinbraereien entwickelten. Beim mittlerweile 14. Funpreneur-Wettbewerb der FU mussten die Teilnehmer innerhalb von fünf Wochen mit fünf Euro Startkapital aus einer Idee ein Unternehmen gründen – unterstützt von Berliner Wirtschaftspaten. *(hax.)*

Wohngemeinschaft ist die beliebteste Lebensform

Viele Studenten teilen sich die Wohnung mit anderen. 26 Prozent der Studenten leben in einer Wohngemeinschaft (WG). Das teilt das Deutsche Studentenwerk mit und beruft sich dabei auf bundesweite Daten. 23 Prozent wohnen während des Studiums zu Hause, 20 Prozent teilen sich eine Bude mit dem Partner, 17 Prozent leben allein, 12 Prozent haben einen Platz im Wohnheim, und nur 2 Prozent wohnen zur Untermiete. *(dpa)*

Spielende Frauen und protestierende Mieter

Gerade noch Student und fast schon Doktor: Junge Berliner Forscher stellen sich ganz aktuellen, lebensnahen Fragen. Drei von ihnen erzählen über ihre Projekte, ihr Studium und ihre Pläne für die Zukunft

VON BEATE SCHEDER

Mehr als 1 600 Doktortitel werden jährlich an den Berliner Universitäten verliehen. Viele Promotionsstudenten beschäftigen sich mit lebensnahen Themen und suchen nach Lösungen für Fragen unserer Zeit. Zu ihnen gehören Lisa Vollmer, Friederike Faust und Lars Döhling. Die drei jungen Wissenschaftler, die aus unterschiedlichen Disziplinen stammen, sind auf dem besten Weg, Forschungslücken zu schließen. Sie kennen aber auch die Hürden auf dem Weg zum Doktortitel: Man braucht viel Selbstdisziplin und Durchhaltevermögen.

Lisa Vollmer, 26, promoviert über Mieterproteste in Berlin und New York:

Manchmal stimmt es wirklich: Die besten Themen findet man auf der Straße. Lisa Vollmer ist es passiert. Sie stieß eben dort auf das Forschungsobjekt ihrer Dissertation. Am 3. September 2011 nahm sie an einer Demonstration gegen Mietsteigerungen teil. Mit dem Ruf „Hopp, hopp, hopp: Mietenstopp" zogen 3 000 Menschen durch Kreuzberg, Neukölln und Mitte. „Ich war sehr überrascht", sagt Lisa Vollmer. „Nicht, weil ich nicht wusste, dass es eine Wohnungsproblematik in Berlin gibt, aber es hat mich erstaunt, dass so viele und vor allem so unterschiedliche Leute bereit waren, dafür auf die Straße gehen." Die Studentin zögerte nicht lange und machte sich daran, einen Antrag zu schreiben – zeitgleich zu ihrem Masterabschluss. Die Doppelbelastung zahlte sich aus. Mit ihrem Thema „The Making of Political Subjects: Tenant Protests in Berlin and New York" erhielt die Studentin einen Platz im Graduiertenkolleg „Die Welt in der Stadt. Globalisierung und Metropolitanität in historischer Perspektive". Seit Mai 2012 ist sie eine von zwölf Doktoranden in dem Kolleg, das an der TU Berlin angebunden ist.

BERLINER ZEITUNG/G. ENGELSMANN

Lisa Vollmer forscht in einem Graduiertenkolleg an der TU Berlin.

Lisa Vollmer absolvierte nach ihrem Bachelorabschluss in Bremen ein Masterstudium in Historischer Urbanistik am Center for Metropolitan Studies der TU. Ihre Abschlussarbeit handelte von historischen Mieterprotesten in Berlin. Zuvor hatte sie bereits eine Hausarbeit über die Tradition der Mieterproteste in New York verfasst. Nach all dem Historischen wollte sie nun eine Analyse der aktuellen Bewegungen anschließen, und zwar als Gegenüberstellung der beiden Metropolen. Das bot sich an. Zum einen, weil an dem besagten Graduiertenkolleg neben Unis aus Toronto auch welche aus New York beteiligt sind. Zum anderen können aus einem Vergleich der beiden Städte mit ihren unterschiedlichen Protestkulturen mehr Erkenntnisse gewonnen werden als aus einer Einzelanalyse.

Vollmer traf mit ihrem Thema einen Nerv. „Ich hatte großes Glück", sagt sie. „Als ich den Antrag geschrieben habe, gab es weder Kotti & Co. noch das Bündnis ‚Zwangsräumung verhindern'." Das öffentliche Interesse an den Initiativen helfe ihr nun, wenn sie Kontakte suche. Gerade Kotti & Co, die Kreuzberger Initiative, bei der sich Bewohner und Sympathisanten gegen Mieterhöhungen im sozialen Wohnungsbau wehren, ist ein gutes Beispiel für das, was Vollmer interessiert. Denn konkret versucht die Doktorandin herauszufinden, ob sich durch Mieterproteste tatsächlich neue Koalitionen bilden.

„Einerseits überwinden diese Proteste Gräben zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, von der klassischen urbanen Unterschicht, bis hin zur Mittelschicht und über migrantische Hintergründe hinweg", sagt sie. Die Proteste bildeten aber auch Koalitionen quer über alte politische Schranken – von konservativeren Kreisen über die Stadtteilinitiativen bis zur radikalen linken Szene. Das sei eine Entwicklung, die man so bisher noch nicht kannte.

Lisa Vollmer erforscht auch, inwiefern die Beteiligten ihr Handeln von ganz persönlichen Interessen abstrahieren und als politisch begreifen. Im empirischen Teil untersucht sie Demonstrationen, Mietertreffen und andere Protestformen mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung und interviewt Aktivisten. Die Forschungsphase in New York hat sie im Frühling diesen Jahres abgeschlossen, momentan liegt ihr Fokus wieder auf Berlin.

Wenn sie gerade nicht in New York ist, Demonstrationen beobachtet oder Interviews führt, teilt sich Vollmer ihr Büro mit zwei Kommilitonen, die wie sie am Graduiertenkolleg promovieren. Neben der Möglichkeit, problemlos für einige Zeit an einer Partneruniversität in New York zu forschen und Reisekosten erstattet zu bekommen, sieht sie darin den größten Vorteil des Graduiertenkollegs: „Es ist toll, nicht alleine zu sein, sondern elf Leute zu haben, die im genau gleichen Studium sind wie man selbst", sagt sie. Man könne sich autauschen. Schließlich sei die Promotion eine schwierige Phase, die viel Selbstverantwortung und Disziplin fordere. Manchmal braucht man dann einfach jemanden, bei dem man seinen Frust loswerden kann.

Eine akademische Laufbahn kann sich Lisa Vollmer durchaus vorstellen, auch wenn sie weiß, wie beschwerlich der Weg dorthin ist. Sie versucht sich diese Perspektive offenzuhalten, gehe auf Konferenzen und übernimmt Lehraufträge. Noch muss sich die 26-Jährige nicht entscheiden. Jetzt geht es erst einmal darum, während der drei Jahre, die sie im Graduiertenkolleg finanziert ist, möglichst weit zu kommen und zumindest die Feldforschung abzuschließen.

DPA/TOBIAS HASE

Der Frauenfußball ist auch ein Thema, mit dem sich junge Berliner Forscher beschäftigen. Hier trainiert die deutsche Frauen-Fußball-Nationalmannschaft in München, Foto vom Juni 2013.

Friederike Faust, 29, untersucht Frauenfußball aus geschlechterpolitischer Perspektive:

Im Juli 2013 gewann die deutsche Nationalmannschaft die Frauenfußball-Europameisterschaft zum achten Mal. Grund zum Jubeln? Nun ja. Noch immer ist Frauenfußball klischeebehaftet. Sportlich wird er oft nicht ernst genommen, fast jede Spielerin hat bereits sexistische Diskriminierungen erfahren. Nur langsam scheint sich etwas zu verändern. Warum eigentlich? Und was hat der Sport mit der Ausbildung einer Geschlechtsidentität zu tun?

Frauenfußball gehört zu den wissenschaftlich vernachlässigten Themen. Es wird Zeit, das zu ändern, fand Friederike Faust und hat ihre Doktorarbeit im Fach Europäische Ethnologie an der HU Berlin thematisch auf dem (Frauen-)Fußballfeld angesiedelt.

Während ihres Studiums in Heidelberg lag der Fokus der Studentin auf Migration. Ihre Magisterarbeit schrieb sie über die Identität junger Musliminnen in Deutschland. Eigentlich wollte sie auch in diese Richtung promovieren. Auf der Suche nach einem Mikrokosmos, der die Problematik greifbar macht, kam sie auf das Thema Sport. Sie recherchierte hin und her, lernte schließlich eine Frauen-Fußball-Organisation kennen, die sich über den Sport für internationale Geschlechtergerechtigkeit, Emanzipation und Frauenrechte einsetzt, und beschloss diese unter die Lupe zu nehmen. Je länger sie sich mit dem Verein beschäftigte, desto mehr reizten sie neue Fragen jenseits von Migration. „Innerhalb eines Monats habe ich das Thema immer weiter entwickelt und bin jetzt bei der Fragestellung, wie man mittels Sport, konkret Fußball, geschlechterpolitisch handeln kann", erklärt sie.

Der Entschluss, zu promovieren, stand indes für sie schon lange fest. Die wissenschaftliche Arbeit liegt ihr. „Es macht mir total Spaß, mich mit Dingen, die mir im Alltag begegnen, wissenschaftlich auseinanderzusetzen", sagt die Doktorandin. Was für viele Studenten ein Graus ist – alleine in der Bibliothek über einer Hausarbeit zu brüten –, ist für Friederike Faust genau das Richtige. „Ich hatte einfach den Wunsch, mich über eine längere Zeit mit einem Thema zu beschäftigen und wirklich einmal das Gefühl zu haben, es komplett aufzuarbeiten."

Im Januar 2012 fand sie ihre Betreuung und entwickelte ihr Thema, im Oktober schrieb sie sich ein, seit April dieses Jahres hat sie ein Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung. „Wer individuell promoviert, muss sich gut selbst organisieren können", findet die 29-Jährige. Damit ihr das leichter fällt, sucht sie aktiv den Austausch mit anderen. Sie nutzt den Doktorandenarbeitsplatz in ihrem Institut, trifft sich mit einer Gruppe anderer Wissenschaftler, die wie sie ethnographisch zu Sport forschen oder geforscht haben, und besucht die Veranstaltungen der Heinrich-Böll-Stiftung und ihres Instituts.

AKUD/LARS REIMANN

Friederike Faust schreibt ihre Doktorarbeit an der Humboldt-Uni.

Ein starkes persönliches Interesse am Thema hilft natürlich auch. Was sie am Fußball als Wissenschaftlerin reizt, erklärt Faust so: „Fußball ist in Deutschland die Sportart, die am meisten Aufmerksamkeit bekommt, wo das meiste Geld reingesteckt und der größte Hype gemacht wird." In einer Gesellschaft, die immer noch stark patriarchal strukturiert sei, hätten es Frauen besonders schwer, in diesen Bereich hineinzukommen. Am Fußball könne man besonders gut verfolgen, wie sich geschlechterpolitische Aktivitäten manifestieren.

Den Hauptteil ihrer Arbeit nimmt die empirische Forschung ein. Sie verbringt viel Zeit mit der Frauen-Fußball-Organisation, wird Teil davon, arbeitet mit und lernt so, die Funktionslogiken zu verstehen. Alles, was sie bemerkt, wird in ausführlichen Feldnotizen festgehalten. Zusätzlich führt sie biografische Interviews, macht Bildanalysen und wertet Emails, Facebook- und Internet-Auftritte aus. Diese Methode, genannt teilnehmende Beobachtung, bedeutete für Faust aber auch eine sportliche Herausforderung: Sie begann selbst mit dem Fußballspielen.

Lars Döhling, 33, entwickelt Software fürs Katastrophenmanagement:

Etwas zu entwickeln, das wirklich benutzt wird und nicht einfach in der Schublade landet, ist für junge Wissenschaftler ein Traum. Lars Döhling hat diesen bereits mit seiner Studienarbeit verwirklicht. Darin entwickelte der Informatiker eine Software, die nach Erdbeben alle relevanten Informationen zusammensucht – auf Mausklick und ohne zeitaufwändige Recherche.

Equator hat er das Programm genannt, das heute zum Instrumentarium des Geoforschungszentrums Potsdam (GFZ), gehört. Es ist ein Content-Management-System, mit dem man nach einem Erdbeben Daten, Meldungen und andere Informationen aufspüren und bündeln kann, um sie schnell an Hilfsorganisationen oder Geowissenschaftler weitergeben zu können. Das passiert unter anderem über Schlüsselbegriffe, die zur Suche im Internet, Geoinformationsdiensten, globalen und lokalen Medien eingesetzt werden. Bevor es Equator gab, musste diese Arbeit von einer Person verrichtet werden. Sie musste selbst recherchieren, die Infos per Copy und Paste ins Worddokument stellen und als Samenmail abschicken. Das war ebenso umständlich wie zeitaufwändig.

„Equator hat sich damit beschäftigt, Texte überhaupt erst mal zu sammeln", erklärt Lars Döhling. Seine Diplomarbeit baute darauf auf. Seine Dissertation wiederum beschäftigt sich damit, diese Texte zu analysieren und auch Twitter mit dazuzunehmen. „Alle versuchen gerade, soziale Netzwerke als Quelle für sich zu nutzen", sagt Döhling. Er hat übrigens bereits selbst ein Erdbeben miterlebt, in Costa Rica. Es hatte die Stärke 4,5, und er spürte es nur, weil er gerade im Bett lag.

Schon seine Diplomarbeit war an das Graduiertenkolleg Metrik angedockt, das seinen Sitz an der Humboldt-Universität hat und ein Gemeinschaftsprojekt mit anderen Instituten ist, unter anderem dem Deutschen Geoforschungszentrum Potsdam. Jetzt promoviert Döhling hier auf dem Gebiet des Katastrophenmanagements. Andere Graduierte forschen zu Flugrobotern, Kommunikationsnetzwerken oder Frühwarnsystemen.

2011 fing der 33-Jährige mit seiner Promotion an. Es ergab sich zufällig, dass in dem Graduiertenkolleg Metrik, wo auch seine Diplomarbeit angesiedelt war, eine neue Einstellungsphase begann. „Das hat einfach gepasst", sagt Döhling. Sein Diplomarbeitsbetreuer habe gerade einen Doktoranden gesucht. „Und mich kannte er ja bereits." Obwohl er es als Doktorand eines Graduiertenkollegs nicht muss, gibt Döhling selbst Seminare und betreut sogar Abschlussarbeiten, die dann der zuständige Professor abnimmt. Auch für Döhlings eigene Forschung kann das von Vorteil sein, weil er so Teilaspekte, für deren Untersuchung ihm die Zeit fehlt, an die Studierenden auslagern kann.

Jetzt kommt er langsam in die heiße Phase, der Druck verstärkt sich. „Zum Ende hin wird es immer schwierig", sagt er. Man müsse sich sehr stark fokussieren und damit klarkommen, dass gewisse Dinge nicht perfekt erforscht oder ausgearbeitet seien. Es heiße, sich aufs große Ganze zu konzentrieren und das dann auch noch niederzuschreiben. Gerade für Naturwissenschaftler, die das Schreiben langer Texte nicht so sehr gewohnt sind, ist das eine Herausforderung. Leicht kann man sich dabei verzetteln, und auch das Schreiben selbst liegt nicht jedem. Der Informatiker kommt jedoch gut zurecht, und im Zweifel habe er ja noch seinen Betreuer, der ihm mit Rat und Tat zur Seite stehe.

An eine akademische Laufbahn nach dem Doktor glaubt Döhling dennoch nicht so ganz. Man müsse dafür nicht nur gut sein, sondern auch noch Glück mit dem Timing haben, sagt er. „Für eine Juniorprofessur zum Beispiel muss im Anschluss nach dem Doktor, innerhalb der nächsten ein, zwei Jahre, etwas Passendes frei werden, sonst schließt sich ein Zeitfenster." Hier gilt eine Sechsjahresfrist, und die ist schwer zu schaffen. Zum Glück hat Lars Döhlig als Informatiker noch viele andere Möglichkeiten.

AKUD/LARS REIMANN

Lars Döhling promoviert im HU-Graduiertenkolleg Metrik.

Reisen mindert die Neurosen

Wer im Ausland studiert, hilft seiner Persönlichkeit auf die Sprünge

VON BIRGITTA VOM LEHN

Reisen bildet. Ein Auslandsstudium ganz besonders, und zwar nicht nur geistig. Die Psychologin Julia Zimmermann von der Universität Jena wollte wissen, ob ein Auslandsaufenthalt auf die Persönlichkeitsentwicklung ähnlich einschneidend wirkt wie andere bedeutsame Ereignisse, zum Beispiel die erste Partnerschaft oder der Einstieg ins Berufsleben. Sie befragte im Laufe eines Studienjahres mehr als 1 000 Studenten von gut 200 deutschen Hochschulen. Den Studenten, die in dieser Zeit Auslandserfahrungen sammelten, stand eine Kontrollgruppe ohne Auslandsaufenthalt gegenüber.

Wie die Psychologin herausfand, unterschieden sich die Gruppen schon vor der Abreise. Alle Ausreisewilligen waren sozial interaktiver: Geselligkeit, Herzlichkeit und Durchsetzungsfähigkeit waren bei ihnen besonders stark ausgeprägt. Einen Unterschied fand Zimmermann aber auch noch zwischen den Studenten, die ein oder zwei Semester im Ausland bleiben wollten: Während sich die Halbjährigen durch „besonders ausgeprägte Gewissenhaftigkeit" auszeichneten, wiesen die Ganzjährigen besonders hohe „Offenheitswerte" auf.

Das Auslandsstudium selbst hinterließ klare Spuren im Persönlichkeitsprofil. Die ohnehin aufgeschlossenen Auslandsstudenten waren noch offener geworden, verträglicher und wiesen eine starke Abnahme ihrer neurotischen Eigenschaften auf. Das heißt, sie waren weniger ängstlich oder sozial befangen. „Die Effekte waren unabhängig von der geplanten Aufenthaltsdauer und zeigten sich konsistent in den beiden Auslandsgruppen", sagt Julia Zimmermann. Bei den Ganzjahres-Studenten war dieser Effekt am stärksten.

Die Ergebnisse beweisen nach Zimmermanns Meinung insgesamt die sehr positive Wirkung von Auslandsaufenthalten junger Menschen „nicht nur im Hinblick auf Fremdsprachenkenntnisse und Karriereoptionen, sondern auch im Sinne einer persönlichen Reifung". Ausschlaggebend dafür seien vor allem die „spezifischen sozialen Kontakterfahrungen" die ein Auslandsaufenthalt ermöglicht. Diese internationalen sozialen Kontakte seien das, was die Persönlichkeit der mobilen Studenten so positiv präge, sagt Zimmermann. Hier schnitten die Reiselustigen zehnmal besser ab als die Nicht-Reisenden.

Die Psychologin plädiert deshalb dafür, auch weiterhin großzügig Auslandsstudien zu unterstützen, wie dies derzeit etwa über Erasmus möglich ist. Rund 200 000 Studenten ermöglicht das Brüsseler Programm jährlich ein Studium im europäischen Ausland.

Ankunft im fremden Land

Die Berliner Unis versuchen mit vielfältigen Angeboten ausländischen Studenten das Einleben zu erleichtern

VON NICOLA MENKE

Etwa 26 000 Studenten in Berlin kommen aus dem Ausland – das ist jeder sechste. „Sie sind oft zum ersten Mal auf sich allein gestellt und dazu auch noch in einem fremden Land", sagt Fred Mengering, der an der Technischen Universität (TU) Berlin internationale Studierende betreut. Viele hätten Heimweh, hinzu kämen bürokratische Hürden, Probleme mit der Sprache, dem Klima, der Wohnungs- oder Jobsuche.

„Unser Ziel ist es, den Kulturschock der ausländischen Studierenden zu mindern, sie zu unterstützen, wo immer es nötig und möglich ist, und ihnen dabei zu helfen, sich einzuleben", sagt Stephanie Kutschmann, Präsidentin des Internationalen Clubs der Freien Universität (FU). Auch an den anderen Hochschulen gibt es Unterstützungsangebote, etwa den Internationalen Club „Orbis Humboldtianus" an der Humboldt Universität (HU) oder die International Offices der Universität der Künste (UdK) und der Alice-Salomon-Hochschule (ASH).

Die Organisationen werden teils studentisch, teils universitär getragen und setzen auf verschiedenen Ebenen an. Eine ist die klassische Beratung. „Man kann uns in studienbezogenen Fragen konsultieren, wie etwa der nach einer sinnvollen Studienorganisation", sagt Fred Mengering von der TU-Betreungsstelle. Rat gibt es aber auch bei Frage zum Aufenthaltsrecht, der Wohnungssuche oder bei Problemen mit Ämtern. Wenn ein Student mit seinem Anliegen an anderer Stelle besser aufgehoben ist, wird er weiterverwiesen – bei seelischen Problemen etwa an den Psychologen. An den anderen Unis sieht es ähnlich aus, wobei auch Studenten Studenten beraten, wie etwa im Internationalen Club der FU.

Um die Eingewöhnung zu erleichtern, gibt es fächerübergreifende Einführungsevents, bei denen die Neu-Immatrikulierten den Campus und ihre Fachbetreuer kennenlernen. Auch Willkommenspartys sind eine gute Gelegenheit, Kontakte zu knüpfen. Das jedem offenstehende Veranstaltungsprogramm umfasst neben Stammtischen oder Kulturabenden auch Ausflüge in die Region. Die Aktivitäten böten ausländischen Studenten „eine Plattform zum Austausch und zum Schließen von Freundschaften", sagt Stephanie Kutschmann von der FU. Sie hätten eine integrative Wirkung, weil die Studenten auf diese Weise auch in Kontakt mit Einheimischen kämen.

Diese Annäherung sei sehr wichtig für ein wirkliches Einleben. Die Unis versuchen auch zu helfen, wenn es dabei zu Verständnisproblemen kommt. Sie klären Missverständnisse auf, die sich aus interkulturellen Unterschieden ergeben – wie etwa der Eindruck, dass Deutsche unfreundlich oder desinteressiert seien, weil sie Fremden gegenüber eher reserviert sind. Sie unterstützen in kulturspezifischen Fragen. Bei Sprachproblemen können Sprachstammtische und -cafés, Tandemprogramme oder die Kurse der Sprachzentren helfen.

ARTHUR MACDONALD

Jeder sechste Studierende in Berlin kommt aus dem Ausland.

Näheres zu den Betreuungsangeboten findet sich auf den Onlineseiten der Universitäten und ihrer Auslandsämter. Nützliche Informationen unter: www.studentenwerk-berlin.de/berlin/international/timeline/index.html oder: www.studieren-in-bb.de/rund-ums-studium/auslaendische-studierende

Anzeige